

Geistesanschauung und Gemütsvertiefung.

„Wer die Erkenntnis mehrt, mehrt den Schmerz“ klingt's aus der ehrwürdigen Spruchsammlung, die dem glänzendsten Herrscher des alten Judenreichs zugeschrieben wird. Nicht bloß der Pessimismus hat sich diese Worte zu eigen gemacht. Wenn wir uns immer wieder in unser Jugendland zurücksehnen, wenn die Geistesmächtigsten davon reden konnten, daß wir alle leiden am Leben, so deutet dies unverkennbar darauf hin, daß Wissen und die Fülle der Kulturfortschritte an sich nicht beglücken. Im scharfen Lichte der Erkenntnis gedeihen nicht alle Gewächse, die uns notwendig und erfreulich sind. Die vielumfassenden unter unsern Denkern, die weitans schauenden Führer und Freunde unseres Volkes wenden sich darum immer von neuem der offensibaren Lücke zu, die in unserm Bildungsleben und Kulturfortschreiten laßt. „Wahrhaftig wir leben in einer großen, in einer Zeit mächtigsten Geistesanschauung. Was aber die Erfassung der Wissenschaften in der Richtung ihrer höchsten Ziele anlangt, so ist vielleicht noch keine Zeit so klein gewesen wie die Gegenwart.“ Es ist Leit- und Schlüsselwort eines kurz vor Weihnachten erschienenen Buches, was hier angeführt wird. Ein hochstehender Parlamentarier unserer Heimat hat sich, unermüdet ringend mit den schweren Problemen unserer Zeit, zur Nachprüfung unseres Geistesanschauung, zur Abwägung unserer Lebenswerte benogen gefunden. Wer solchem Ringen und Werben auch nur von ferne zuschaut, der staunt über eine Kraft und ein sittliches Gefühl, die so rastlose Arbeit leisten neben tausend anderen, Obliegenheiten und Verrichtungen in Beruf, Volksvertretung und Synode, in sozialen Missionen und mancherlei fremdiger Dienstleistung von Mensch zu Mensch. Es spricht eben aus all diesen Lebensäußerungen nicht bloß der geistreiche Jurist und der vielerfahrene Politiker, auch nicht nur der Philosoph, der mit den Mächten des Gedankens ringt, L's sie ihn segnen. Es schwingen die goldenen Saiten eines zartgestimmten Gemüts zwischen und unter all den übrigen Bewegungen und gestalten Harmonien, wo sonst vielleicht der Zusammenklang fehlen würde.

Wissen und Fühlen, Erkenntnis und Glauben sucht ein so reicher Mensch begrifflich zu vereinen, wie er sie in sich selber immer neu zusammenfindet. Er nimmt teil an hervorragender Stelle in Kirchentum und Gesetgebung, er will den tiefinneren Beruf dazu erweisen, indem er anderen die Gedankenpfade weist, auf denen er selbst aufwärts gedrungen ist. Daß er dabei die Brücken immer fester unterbant, die Brüstungsmauern verstärkt, verlorene Steigung ausschaltete, dafür aber neue Ausblicke schafft, indem er mit üppigem Schlingpflanzengewirr aufräumt — ist selbstverständlich bei einem Denker, dem Glück nur im unermüdeten Schaffen zu stehen scheint*). Wie sich das Christentum nicht bloß für die Armen im Geist und die von Nahrungsorgen Beladenen, sondern auch für die höchste Schicht der Gebildeten und Regierenden segensvoll und haltgebend erweist, wird dargelegt in einer Weise, daß man fühlt, wie der Autor mit glühender Seele und klopfenden Pulsen am Werke war.

Er beginnt mit dem Hinweis, daß nie und nirgends die Entdeckungen der Wissenschaft Völker und Seelen so mächtig erregt haben, wie dies bei Glaubensfragen der Fall war. Gefühls- und Triebleben, das für die religiösen Bewegungen bestimmend ist, steht dem Erkenntnisstrachten ziemlich lüth gegenüber auch heute noch, wo wir's so herrlich weit gebracht

haben. Das ist von den Gegnern der Religion nicht genügend bedacht worden. Scharf und klar faßt Opitz zusammen, was diese alles mit Recht anführen können; die Kritik an der Religion, die der Naturalismus übt, wird so objektiv wiedergegeben, daß mancher Apostel des religiösen Nihilismus wünschen könnte, selbst Vater dieser Leistungen zu sein. Sehr fest muß sich in seiner Position fühlen, wer dem Gegner so weit entgegenkommen kann. Opitz verschließt schlechterdings keinem gegnerischen Argument die Augen; mit unbestechlicher Ehrlichkeit prüft er das Für und Wider; immer neu sichert er seine historischen Begründungen, wobei sich z. B. das Verhältnis zu Kant immer tiefer gründet, immer klarer herausstellt.

Im wohlthuenden Gegensatz zu denen, „die da sagen Friede, Friede und ist doch kein Friede“, bezeugt Opitz, daß gewisse Lehren der Religion und der Naturwissenschaften in Widerspruch stehen, wenn auch vielleicht nur in zeitlich bedingtem (S. 27); aber er gibt nicht zu, daß bei solchem Streit einfach die Religion der Wissenschaft zu weichen habe. Denn die Religion verfolgt ganz andere Zwecke als die Erkenntniswissenschaften (S. 29), letzten Endes ist sie da, um die Bedürfnisse des Gemüts zu befriedigen. Sie muß zwischen zwei Vorstellungen immer der den Vorzug geben, die das Gefühl- und Triebleben veredelt und erquickt: religiöses und erkenntnismäßiges Vorstellen schließen einander deshalb noch keineswegs aus. „Religiöse Vorstellungen dürfen noch nicht um deswillen als verwerflich erklärt werden, weil sie mit wissenschaftlichen Erkenntnissen im Widerspruch stehen“ (S. 33).

Wir schreiten gleichsam auf einem dünnen Seil über die Tiefen des Lebens, bald muß der Verstand, bald das Gefühl uns im Gleichgewicht halten. „Die ganze Kunst des Lebens besteht darin, diesen Ausgleich zu finden. Die ihn nicht finden, sind die Hamlet- und Faustnaturen. Die große Balancierstange aber, die bisher dem einzelnen wie den Völkern über jene Abgründe hinweggeholfen hat, das sind die Religionen, das ist für die Höherstehenden unter den Kulturvölkern bisher die christliche Religion... gewesen“ (S. 38).

Der vielerfahrene Weltmann, man darf sagen der Weise, spricht aus der psychologischen Begründung, die sich diesen Sägen anschließt. Auch der sachliche Gegner wird sich kaum der Ehrlichkeit und Güte verschließen können, die hier zu ihm spricht. Opitz kann stahhart und stahlscharf sein. Hier ist er mächtiger in seiner allen hilfsreich zugewandten Liebe.

Opitz will und muß aus dem Ganzen seiner „Seinslehre“ heraus verstanden sein. Sonst kann man ihm nicht voll gerecht werden. Wo er — nach der Auseinandersetzung mit Kant — die wissenschaftliche Berechtigung der Gottesvorstellung begründet, erscheint er in der Gedrungtheit seiner programmatischen Darlegungen weit subjektiver, als er ist und als ihn das Hauptwerk zeigt. Freilich leuchten auch hier die gleichen Gedanken durch. „Unser ganzes Erkennen... besteht in einer Übertragung der auf dem Wege der inneren Wahrnehmung in uns selbst erkannten Erscheinungen auf Dinge der Außenwelt“ (S. 55), so müssen wir auch alles notgedrungen vermenslichen, ein wollendes und vorstellendes Wesen als Voraussetzung zu allem Bestehenden setzen (S. 59). Es kann, wie alles, was wir mit dem inneren Sinn erkennen, nur ein geistiges Wesen sein (S. 60), und es ist unrecht, dieser Vorstellung zu mißtrauen, weil sie mehr als von den Erkenntnistheoretikern von der Theologie gepflegt und ausgestaltet worden ist (S. 68).

*) D. O. Opitz, Das Christentum im Freilichte der philosophischen Kritik. Leipzig 1911. Quelle und Meyer.

Es sind psychologische Erkenntnisse und Argumente der besten Art, mit denen Spitz schließlich den Problemen der Erbsünde und der Erlösung, der Gotteskindschaft und der Gottesfurcht, des Heilsplanes und der Beklärung nachforscht. Allenthalben kommt er zu dem Schlusse, daß nicht nur Tröstung und Erbauung, sondern auch Befriedigung des unvoreingenommenen Denkens aus den Lebensbächen des Evangeliums fließt, daß im Freilichte der Vernunftkritik das reine Christentum so herrlich strahlt wie nur irgendeine große Er-

rungenschaft der Wissensbestrebungen an ihrem bescheidenen Platze. —

Was dem Buche neben all seinen Einzelvorzügen den Hauptwert verleiht, das ist die hehre gehaltene Liebdenksinnung, die über dem Ganzen ruht. Reserent hat sie auf sich wirken lassen; während draußen die Weihnachtsglocken klangen, in Giebelstrahlen die Christkerzen aufflammten und über die Lande der ewig neue Weihnachtst琅 tönte: Frieden auf Erden!

Dr. Grimm.

Briefe Bürgers an sein ältestes Töchterchen.

Von W. Eckardt, Zwidau i. S.

Glück, Stolz und Freude über ein erstes süßes Kindlein konnte wohl kaum ein Vater jubelnder ausdrücken, als es Bürger in dem reizenden, seiner Frau Dorette gewidmeten Gedichtchen „Muttertändelei“ getan:

„Seht mir doch mein schönes Kind,
Mit den goldnen Gotteslöckchen,
Blauen Augen, roten Wäckerl:
Leutchen, habt ihr auch so eins? —
Leutchen, nein, ihr habet teils.“ usw.

jubelt es und prahlerisch schließt es:

„Komm' einmal ein Kaufmann her!
Hunderttausend blanker Taler,
Alles Geld der Erde zahl' er!
O, er kriegt gewiß nicht meins!
Kauf' er sich wo anders eins!“

Man sieht und hört dabei im Geiste das herzige Spiel, das neckische Treiben und Lachen von Mutter und Kind — kann sich auch den belustigten Vater denken, den das hübsche Bild zu den launigen Versen anregt.

Das hier besungene älteste Kind des Dichters, wie die zwei jüngeren Kinder, mußte Bürger aus dem Haus geben, als im Januar 1786 seine zweite Frau Auguste, seine vielbesungene, geliebte Molly starb. Die Kleinen kamen nach auswärts zu Verwandten, aber seine Älteste, die siebenjährige Marianne Friederike behielt er in Göttingen, um sich „nicht ganz von seinen Küchlein zu trennen“, wie er seinen Freunden schrieb. Er gab sie in Pension zu Frau Professor Erxleben, der Witwe des 1777 verstorbenen Professors der Philosophie Joh. Christ. Polycarp Erxleben, die, neben ihren eignen Kindern, noch einige aus benachbarten Orten erzog. Gern nahm die Dame des Dichters kleines Mädchen gegen ein jährliches Pensionsgeld von fast 120 Talern auf, und bis zu ihres Vaters dritter Heirat mit Elise Naht im Jahre 1790 hat Marianne Friederike fünf glückliche Jahre in dem Erxleben'schen Hause verlebt. Während dieser Zeit sandte Bürger wiederholt kleine Briefe an sein Kind in die Pension. Zärtlich, scherzend, mahnend, sorgend, echt väterlich und dem kindlichen Verständnis angepaßt, sind diese (bis auf einen) bis jetzt noch nicht veröffentlichten Briefe gehalten; so muß man sie gern lesen, und man wird auch in ihnen den charakteristischen Briefstil Bürgers erkennen und bewundern, der sich selbst in diesen flüchtigen Zeilen an ein Kind nicht verläugnet. Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke und Wünsche bieten gewöhnlich den Anlaß zum Schreiben. So lauten die vier ersten Briefchen:

„Mein liebes Töchterchen! Ich habe mich recht über Deinen Brief gefreut, da das schlechte Wetter es verhindert, Dich selbst zu sehen. Sieh, wie gut es also ist, wenn man hübsch schreiben, besonders aber hübsche Briefe schreiben lernt! Da kann man einander sagen, was man will, wenn man auch hunderttausend Meilen von einander entfernt wäre, und es dazwischen sogar Pech und Schwefel regnete, wenn es nur noch irgend einen Boten giebt, der sich aus dem Pech und Schwefelregen nichts macht. Weil es nun um das Schreiben so eine herrliche Sache ist, so hoffe ich, Du wirst nie aufhören, Dich zu üben, um immer fertiger und schöner schreiben zu lernen, worüber ich mich dann ganz ausnehmend freuen werde. Deine neulichen Weihnachtsbestellungen habe ich zwar nicht vergessen, aber ich weiß in der That nicht mehr genau, was Du alles bestellt hast. Um recht gewiß zu gehen, wäre es wohl nicht übel, wenn Du mir alles Stück für Stück noch einmal aufschreibest. Noch besser wäre es, wenn Du die Frau

Professorin bätest, bei dem heiligen Christ die gehörigen Bestellungen zu machen, und den guten Herrn hernach an mich zu verweisen, da ich mich dann mit ihm für seine Bescherungen schon absinden wollte. Denn ich selbst, der ich mit weiter nichts als Feder, Tinte, Papier und Büchern umzugehen weiß, fürchte fast, ich möchte Dein Anliegen nicht wohl bestellen. In Bissendorf*) befindet sich alles noch recht wohl und die Tante Anchen schreibt mir, daß Dein kleines Schwesterchen ein recht schönes, frommes Kind wird. Wenn Du willst, daß der Onkel und die Tante zuweilen kleine Briefchen an Dich schreiben, so geizt es sich wohl nicht anders, als daß Du zuerst an sie schreibst. Du kannst auch an Deinen Cousin Wilhelm (Elderhorst) schreiben. Er wird Dir gewiß wieder antworten und dann kannst Du sehen, ob er besser schreibt als Du. An Dein Pflegemütterchen und an alle Kleinen und großen Schwestern (Pensionärinnen) befielle meine gehorsame Empfehlung. So gewiß es übrigens heut ganz abscheuliches Wetter draußen ist, so gewiß bin und bleibe ich, so lange Du fleißig und artig bist, Dein zärtlich, getreuer Vater W. A. Bürger. Göttingen, d. 14. Dec. 1786.“

„Mein liebes Töchterchen! Du hast mir neulich geschrieben, daß Dein Pflegemütterchen für eins und das andere so Du zum Weihnachts-Geschenk zu haben wünschtest, gütigst wogegen wolle. Ich habe mir also mit dieser wichtigen Angelegenheit den Kopf nicht weiter zerbrochen. Was aber die Schnalle betrifft, so wäre ich von Herzen gern erbötig, Dir ein Paar recht schöne zu kaufen, wenn nur in dieser großen berühmten Stadt Göttingen, wo ich alle Läden durchsucht habe, etwas anders, als grobes, plummes Zeug, für so ein kleines Ding als Du bist, zu haben wäre. Selbst vorrätig habe ich keine, außer den silbernen, welche von Deiner seligen Mutter noch vorhanden sind, die aber vielleicht ein wenig zu groß sein werden. Um Dir indessen zu zeigen, daß ich Dich lieb habe, und daß es mir nicht an gutem Willen fehlt, Deine Wünsche zu befriedigen, so übersende ich Dir diese, in der Hoffnung, daß Du sie nicht verlieren werdest. Abigens, weil ich wohl weiß, daß Du ein kleines Naschmaul bist, so habe ich mich dem Naschmaul durch einige besonmende Süßigkeiten gleichfalls bestens empfehlen wollen. Ich hoffe aber, daß Du nicht alles allein verzehren, sondern so artig sein wirst, Deinen Freundinnen, so weit es reicht, davon mitzutheilen. Denn es giebt auf der ganzen weiten Gotteswelt keine elenderen, fataleren Leute, als diejenigen, die nur für ihren eignen Schnabel sorgen und andere Menschen nicht an ihrem Vergnügen Theil nehmen lassen. Ein solches Geschöpf wirst Du nicht sein wollen. Nun wünsche ich Dir ein vergnügtes Fest und versichere, daß ich nicht aufhören werde, zu sein, Dein zärtlich getreuer Vater Bürger. Göttingen, d. 23. Dec. 1786.“

„Mein liebes Töchterchen! Ich wünsche Dir Gottes Segen zu Deinem heutigen Geburtstage. — Zum Zeichen, wie herzlich lieb ich Dich habe, und wie gern ich Dir nach meinen geringen Vermögen Freude mache, übersende ich Dir hierbey einen Strohhut, den Du zu haben wünschtest, und einen Kuchen. Verzehre den Letzteren mit (Pflege-)Mütterchen, Tanten und Schwesterchen in Freuden. Behalte mich lieb, und beweise mir dieses dadurch, daß Du allezeit ein frommes, fleißiges und artiges Kind bist, worüber ich mich mehr freuen werde, als wenn ich das große Loos in der Lotteriegewonnen hätte. Ich bin Dein getreuer Vater, W. A. Bürger. G. d. 15. März 1787.“

*) In Bissendorf bei Bürger's Schwägerin. Frau Anna Elders, besand sich sein jüngstes Töchterchen Auguste.

„Mein liebes Mädchen! Seit fast vierzehn Tagen habe ich sowohl der Frau Professorin Erleben meine Anwartsung machen, als auch Dich sehen wollen, ehe ich abreiste, allein immer bin ich abgehalten worden. Selbst noch heute, da ich schon auf dem Wege war, mußte mir ein neues Hinderniß aufstoßen. Du wirst also meinen guten Willen für die That annehmen, und mich auch bei der Frau Professorin, unter Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung, so gut Du kannst, entschuldigen müssen. Morgen mit dem frühesten reise ich weg zu meiner Schwester nach Sachsen*), und es gehen wohl vierzehn Tage bis drei Wochen darauf hin, ehe ich wiedertomme. Hast Du vorher irgend noch ein Anliegen, so thue mir's zu wissen. Uebrigens bitte die Frau Professorin, daß sie die Gewogenheit habe, Dir in nöthigen Vorfällen zu rathen und zu veranstalten, was sie Dir für zuträglich achtet, welches ich jederzeit dankbarlichst genehmige. Gott segne und behüte Dich, mein liebes Kind! Sey, auch wenn ich Dich nicht besuche, meiner vollkommensten Liebe, so wie die Frau Professorin, der ich mich gehorsamst empfehle, meiner ungeheuchelten Verehrung versichert. Dein getreuer Vater Bürger.“ (Ohne Datum, wahrscheinlich Mai 1789.)

Einen derberen Ton schlägt der Dichter in einem lezten Briefe an, als ihn das Töchterchen um ein Gratulationsgedicht gebeten haben mag.

„Bettelprinzessin, wenn man selbst keine Verse machen kann, so muß man die Leute auch nicht damit anbinden wollen. Diesmal bin ich Dir, trotz meiner heutigen Kopfschmerzen, noch zu willen gewesen, aber von nun an in

*) Bürger reiste damals zu seiner jüngeren Schwester Frau Wöllner nach Langendorf bei Weissenfels in „Obersachsen“, dann her Weimar, wo er Goethe besuchte und Jena nach Weimar im Erzgebirge zu seiner ältesten Schwester Frau Inspektor Desfeld.

Romane und Erzählungen.

Hans Aliens. Roman in zwei Bänden von Werner v. Heidenstam. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Emile Stein. Verlag von Albert Langen in München. Weh. 6. 4., in Leinwandbänden 9. 4., in Halbfranzbänden 12. 4. — Daß die Verlagshandlung von Albert Langen das vor Jahren bereits in Deutschland veröffentlichte Buch neu aufgelegt hat, zeigt, daß sie ihm nicht nur poetischen Wert, sondern auch eine gewisse Jugkraft beimißt. Freilich der Name „Roman“, den der Verfasser seinem Werke beigelegt, bereitet eine gewisse Überraschung. Denn von einem Roman erwartet man heute meist ein mehr oder weniger treues Abbild wirklichen Lebens. Heidenstam aber bietet eine Schöpfung freier dichterischer Phantasie, deren Schauplatz nicht bloß unsere Erde, sondern bald die Unterwelt und bald das Himmelreich ist und die uns aus der Jetztzeit in längst vergangene Jahrtausende und von da wieder in die heutige Welt führt. Selbstverständlich haben unter diesen Verhältnissen auch die geschilderten Charaktere und Geschehnisse mehr einen symbolischen als einen Wirklichkeitswert, und es entspricht dieser Natur des Buches, wenn auch seine Form sich zum Teil auf ein höheres Niveau erhebt, wenn mit nüchternen Poesie kunstvolle Verse wechseln. Wer sich verdient um dieses ihres symbolischen Charakters willen eine Dichtung an sich keine niedere Wertschätzung. Denn dieser Gattung gehören die größten Dichtwerke alter und neuer Zeit an, wie Dantes göttliche Komödie, Goethes Faust und viele andere. Indessen pflegt die Wirkung solcher Dichtungen meist davon abzuhängen, ob und inwiefern es dem Dichter gelingt, Sinn und Absicht des von ihm sinnbildlich Dargestellten seinen Lesern mit eindringlicher Kraft vor die Seele zu führen. Ob dies aber Werner von Heidenstam mit seinem „Hans Aliens“ wirklich allenthalben gelungen sei, möchte Rezensent billig bezweifeln; wenn auch nicht bestritten werden soll, daß einzelne Teile seines Wertes einen ergreifenden Eindruck machen und Proben echter Poesie enthalten.

Zudas. Roman von Lulu v. Strauß und Torney. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 6. 4. — Die Verfasserin besitz, wie sie schon in früheren Arbeiten gezeigt hat, eine starke Befähigung, die Eigenart von Land und Leuten, besonders der ihrer westfälischen Heimat zu würdigen

meinem Leben nicht wieder. Merke Dir das, und lerne künftig entweder selbst für Deine Nothdurft so viel Reime zusammenstellen oder statte Deine guten Wünsche hübsch in Prosa ab. W.“

Das damals erbetene Gedicht ist hier nicht mehr vorhanden, doch das Original von jenen herrlichen Versen, die Bürger seiner kleinen Tochter nebst Blumenstock und Kuchen einst zum Geburtstagsangebinde übersandte.

Wie mag sich die kindliche Geburtstagslerin gefreut haben, als der Gruß kam:

„Gott grüße, Jungfer Bürgerin!
Viel tausend Glück aus treuem Sinn!
Zum frohen Tage der Geburt
Wird sie hiermit von mir becourt.

Mit viel Vergnügen hät' ich schon
Ihr aufgewartet in Person;
Allein das Wetter in der That
Ist heute gar zu desparat.

Indes erfolgt nach altem Brauch
Ein Kuchen und ein Stöcklein auch
Und weil Ihr Keimerey gefällt
Die Verse, die sie oft bestellt.

Alein sind zwar Kuchen, Stock und Klatt,
Allein sie weiß, mehr als er hat
Giebt immer nur ein Schelm und Dieb,
Drum nehme Sie hiermit vorlieb.

B.

Marianne Bürger, die 1862 im Hause meiner Großeltern starb, hat diese Blätter, als teure Erinnerungen aus ihrer Kindheit, treu gehütet und verwahrt, so daß sie sich bis jetzt unbeschädigt vom zerstörenden Zahn der Zeit erhalten haben, und dankbar schauen wir auf die Zeichen zärtlicher Vaterliebe des großen und unglücklichen Dichters.

und zu schildern, eine Befähigung, die auf ihrer warmen Heimatsliebe, hauptsächlich aber auf ihrer angeerbten dichterischen Begabung beruht. Hierzu tritt weiter eine eingehende Vertrautheit mit der vaterländischen Geschichte. Die bäuerlichen Verhältnisse auf den Dörfern einer westfälischen Reichsgrafschaft im 18. Jahrhundert, die uns Heutigen im allgemeinen ziemlich fremd und unverständlich erscheinen, sind der Verfasserin in einem solchen Grade vertraut, daß ihre Feder sie vollkommen zu neuem Leben erwecken kann. Endlich aber rollt das Buch auch ein interessantes psychologisches Problem auf. Der Titelheld ist nämlich der jüngere Bruder eines liebedürftigen Bauerngutsbesizers, der durch seine Trunksucht und Faulheit den Besitz in große Gefahr bringt. Aus Liebe zur väterlichen Scholle tritt der Jüngere gegen den Willen des eifersüchtigen Bruders in die Bresche. Ja, er geht so weit, durch sein Zeugnis gegen den bei einer Bauernrevolte schwer beteiligten Bruder diesen ganz beiseite zu schieben und sich an seine Stelle zu setzen, um für seine energischen Bemühungen zur Erhaltung des Familienbesizes freie Bahn zu schaffen. Freilich erwirbt er sich dadurch die zu einer vollständigen Verrennung ausartende Feindschaft der Bauernschaft und diese, vor allem aber das Bewußtsein, durch seine nicht ganz selbstlose Härte gegen den aus dem Gefängnis heimgekehrten Bruder dessen Tod verschuldet zu haben, treibt ihn schließlich zum Selbstmord. Mit großer Kunst weiß die Dichterin lediglich durch objektive Schilderung der Geschehnisse dem Leser einen ergreifenden Einblick in die Seelentämpfe dieser einfachen Menschen zu eröffnen und ein warmes Mitgefühl für den Helden zu erwecken, der, obwohl er seine Umgebung an sittlicher Tüchtigkeit hoch übertrifft, doch im Kampfe gegen sie unterliegt, weil er sich eines Verstoßes nicht nur gegen die Rechtsanschauung seines Standes, sondern auch gegen sein eigenes sittliches Empfinden schuldig gemacht hat.

Franz Nabl, Dedhof. Bilder aus den Kreisen der Familie Arlet. 2 Bde. Verlag von Egon Fleischel & Co. Berlin. 10. 4. — Der Held dieses neuen Romanes des durch seine früheren im gleichen Verlage erschienenen Werke als talentvoller Nachfolger der Zolaschen Schule bekannten österreichischen Dichters ist ein brutaler Herrenmensch, nicht ohne edlere Regungen, aber im Grunde Egoist, der die Menschen seiner Umgebung, auch die nächststehenden, nur vom Standpunkte der eignen Interessen aus beurteilt und ihre eigenen